

„Ich verachte das Leben“ Nietzsche patiens — Schopenhauer redivivus

Von Ludger Lütkehaus (Freiburg)

„Nietzsche und Schopenhauer“ — dieses allzu kurze „und“ spricht von einer Beziehung, deren Tiefenstruktur noch lange nicht hinreichend erfaßt ist. Wenn das trotz der Fülle der Sekundärliteratur noch zu belegen war, so läßt die kritische Ausgabe des Nietzsche-Briefwechsels* daran jetzt ganz und gar keinen Zweifel mehr. Die Würdigung dieser auch für die Schopenhauer-Forschung zentralen Ausgabe; der Blick auf eine Editions-geschichte, die über weite Strecken von durchaus anderen Einflüssen als die Editions-geschichte Schopenhauers bestimmt war, führt im Endergebnis auf die, soweit ich sehe, bisher noch nicht angemessen vermerkte unvergleichliche philosophische Bedeutung, die dieser Briefwechsel für das Verständnis Nietzsches und seine leidensbedingte faktische Rückwendung zu substantiell Schopenhauerschen Positionen hat.

Der fatale Ruhm, eine der größten, erfolgreichsten und auch folgenreichsten Fälschungen der ganzen Geistesgeschichte bewerkstelligt zu haben, ist ihr gewiß: Elisabeth Förster-Nietzsche, der Schwester Friedrich Nietzsches, von ihm selber mit dem Kosenamen „Lama“ dem sarkastisch-liebevollen Andenken anvertraut.

Seit der bahnbrechenden Edition, die der österreichische Philosoph und Nietzsche-Spezialist Karl Schlechta in den fünfziger Jahren veranstaltet hatte, war klar, daß es eines der Hauptwerke der neueren Philosophie, den „Willen zur Macht“, so nicht gab und man statt des bis dahin vermuteten Autors Friedrich Nietzsche seiner Schwester die eigentliche Urheberschaft zuzuschreiben hatte. Sie hatte von etlichen Titelentwürfen willkürlich einen ausgewählt und den „Nachlaß der achtziger Jahre“, wie es bei Schlechta neutraler und zutreffender hieß, entsprechend „bearbeitet“, das heißt: umgestellt, zusammengefügt, weggelassen, manipuliert, wie es ihr gerade paßte. Sie war dabei offenbar von ganz unphilologischen Tugenden geleitet: Ohne hemmende Skrupel, vor allem ohne den lästigen Respekt vor dem authentischen Wortlaut hatte sie den „Willen zur Macht“ als Willen zur Textbemächtigung verstanden und am Werk ihres Bruders die Probe auf die Unterordnung der Erkenntnis unter den Willen gemacht. Bei Nietzsche selber war noch etwas anders zu lesen gewesen: „Der Wille zur Macht *interpretiert*“.

Womöglich noch größere Verblüffung verdiente indessen die Edition, die Elisabeth Förster-Nietzsche 1909 im Rahmen der Herausgabe der „Gesammelten Briefe“ den Mitteilungen ihres Bruders an die Mutter und an sie selber angedeihen ließ: Das „Lama“ hat hier nicht weniger als die stolze Zahl von 32 Briefen verfälscht, die Originalvorlagen beseitigt und statt dessen sogenannte „Urabschriften“ gefertigt. Im Vorwort erzählt sie eine wahrhaft rührende Geschichte dazu, die angesichts der dahinter stehenden Fälschungen nicht ohne makabren Witz ist: Sie weiß von „mancherlei Schicksalen“ zu berichten, die die Briefe auf dem Wege zu ihrem damaligen Aufenthaltsort in Paraguay erlitten hätten, von einem mysteriösen Einbruchsdiebstahl, von ungewöhnlichen Schenkungen, die sie in der Fülle ihres Besitzes gemacht hatte, von sträflichen Briefverbrennungen durch ihre Mutter, vor allem von „allerhand Schwierigkeiten“ bei der Edition. In der Tat...

Allerdings hatte das „Lama“ keine ganze Arbeit geleistet. Eigentümliche Tintenkleckse, Radierungen, Rasuren und Korrekturen waren in den erhaltenen *Briefentwürfen* als Denkmäler ihrer Tätigkeit stehengeblieben. So konnten Schlechta und seine Mitherausgeber W. Hoppe und E. Thierbach schon Mitte der dreißiger Jahre diesem neuerlichen Zeugnis des Willens zur Textbemächtigung auf die Spur kommen. Der Tod des „Lamas“ im Herbst 1935 schuf dann freiere Bahn für die Enttarnung.

Die Tendenz und die Motive der Fälschung waren eindeutig: Einmal ging es darum, die Konkurrenten in der Beziehung zu Nietzsche, vor allem Lou Andreas-Salomé, Paul

Rée, das Ehepaar Overbeck, nicht zuletzt aber auch die Mutter, verdächtig zu machen; die Fälschungen waren insofern nur die konsequente Fortsetzung der Intrigen, die das „Lama“ zu Lebzeiten Nietzsches gesponnen hatte. Gleichzeitig sollte eine ungetrübt innige Beziehung zwischen Bruder und Schwester suggeriert und ihr ein besonders intimes Werkverständnis bescheinigt werden. Die Brieffälschung diente also indirekt zur Unterstützung der Werkfälschung. Psychologisch gesehen, ist sie das Zeugnis geradezu symbiotischer Wünsche der Schwester, die die zeitweise fundamentale Distanz des Bruders nicht ertragen konnte und eifersüchtig bis zum Haß ihr „Eigentum“ verteidigte. Die Umadressierung etlicher für die Mutter bestimmter Briefe an sich selber ist Symptom genug. Werk und (Liebes-)Leben des Bruders waren das Opfer.

Von diesen Fälschungen ist die jetzt in den Textbänden abgeschlossene, von Giorgio Colli und Mazzino Montinari herausgegebene historisch-kritische Gesamtausgabe des Nietzsche-Briefwechsels selbstverständlich befreit. Sie schließt an die mit Recht hochgelobte Gesamtausgabe der Werke und des Nachlasses an und leistet ähnliches: Nach den bahnbrechenden Vorarbeiten Karl Schlechtas gibt es endlich einen vollständigen und unentstellten Nietzsche. (Allerdings sollten die Fälschungen durchaus in den editorischen Nachberichten dokumentiert werden, da sie ohne Zweifel höchst aufschlußreiche Zeugnisse sind.) Außerdem wird mit der Publikation auch der Briefe *an* Nietzsche das dialogische Prinzip der Brief-Gattung erfreulicherweise gewahrt.

In drei Abteilungen, die den drei Lebensabschnitten Nietzsches (den Jugend- und Studienjahren 1850—1869, der Zeit der Basler Lehrtätigkeit 1869—1879 und den europäischen Wanderjahren 1880—1889) entsprechen, werden alle überlieferten schriftlichen Mitteilungen einschließlich der Entwürfe und der von dem Augenkranken diktierten Briefe geboten. Alles das war bisher nur lückenhaft in verschiedenen Ausgaben und zum Teil eben in entstellter Form nachzulesen. Die Zusammenarbeit der italienischen Herausgeber und des Westberliner Verlages mit der DDR: den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten in Weimar, dem Besitzer der weitaus meisten Autographen, ist ein erfreuliches Beispiel west-östlicher Kooperation. Ergänzend werden noch die philologischen Nachrichten zu allen drei Abteilungen, die nötigen Namen- und Werkregister, Lebenszeugnisse und ein Sonderband über den kranken Nietzsche erscheinen.

Die literarische, philosophische und auch menschliche Bedeutung der Ausgabe ist gar nicht zu überschätzen: Natürlich ist sie für die Kenntnis der Entstehungs- und Wirkungsgeschichte der Werke unersetzlich. Sie gewährt darüber hinaus wesentliche Einblicke in die Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. Wichtiger: Nur mit ihr ist Nietzsche als Denker und Mensch wirklich zu verstehen.

Komplementär zu dem Bild des einsamen Wanderers und seines Schattens, der getrieben von seinen Leiden ruhelos, scheinbar bindingslos von Ort zu Ort hetzt, zeigt sich hier unter anderem, welches Kommunikationsbedürfnis und auch welche Fähigkeit dazu dieser nomadisierende Geist besaß.

Zentrale Beziehungen wie die zwischen Nietzsche und Wagner erscheinen in überraschendem Licht. Die „tödliche Beleidigung“ etwa, die Nietzsche von Wagner erlitten zu haben glaubte, stellt sich in den nach dem Tod des Meisters geschriebenen Briefen höchst unterschiedlich dar: Der Brief an Malwida von Meysenbug vom 21. Februar 1883 macht das „langsame Zurückgehn und -Schleichen“ des „Parsifal“-Komponisten zum Christentum dafür verantwortlich. An Franz Overbeck ist am 22. Februar lakonisch nur davon die Rede, daß es nach dem (unbestimmt bleibenden) Anlaß „furchtbar“ zwischen beiden hätte kommen können, wenn Wagner länger gelebt hätte. In dem Brief vom 21. April 1883 an Heinrich Köselitz (= Peter Gast) schließlich sieht Nietzsche das vermeintlich von Wagner verbreitete Gerücht über „unnatürliche Ausschweifungen“ Nietzsches „mit Hindeutungen auf Päderastie“ (in Wahrheit war es eine Onanie-Vermutung) als die „tödliche“ Provokation an. Die tiefreichende Verletzlichkeit eines Menschen wird deutlich, der nach seinem eigenen Bekenntnis Zeit seines Lebens heftig unter den Meinungen anderer über ihn litt,

angefangen bei denen seiner Familie, der die „ganze Entwicklung“ des abtrünnigen Ketzers „verwerflich und verworfen“ schien. Gleichzeitig zeigt sich, wie sehr Person und Denker, Leben und Werk zusammenhängen. Wenn aber bisher die Biographie eine eher fatale Rolle für die Einschätzung und Wertung Nietzsches gespielt hat, so wird hier die Nietzsche-Legende sowohl in ihrer heroisierenden wie in ihrer gottesurteilhaft verdammenden und dämonisierenden Form durchgreifend entmythologisiert — indes so, daß Verständnis und Teilnahme noch gesteigert werden.

Der Zusammenhang zwischen Leben und Werk darf allerdings ganz und gar nicht im Sinne einer Parallele gefaßt werden; der Briefwechsel zeigt vielmehr die fundamentale Spannung auf, die in dieser „weitläufigsten Seele“ der Philosophiegeschichte herrschte; die Widersprüche, die Nietzsche im Gegensatz zu den sonst üblichen Versuchen, um jeden Preis die eigene Identität zu wahren, nie dementiert, ja, immer zugespitzt hat. „Nietzsche“: das ist nicht der Name eines Autors — das ist eine Welt.

Briefwechsel und Werk sind deswegen prinzipiell als gleichwichtige und gleichgewichtige Teile simultan zu lesen — so wie man polyphone Musik zu hören hat: Die Briefe sind an ihren wichtigsten Stellen so etwas wie ein buchstäblich „ostinater“ Kontrabaß.

In politischer Hinsicht bieten sie eher noch Entsprechungen; immerhin hätte Nietzsche nie derart für den Faschismus und Nationalsozialismus mißbraucht werden können, wenn man den Briefwechsel, der hier noch eindeutiger als die Werke wird, zur Kenntnis genommen hätte: Eine heftigere Kritik als die an dem Antisemitismus der Schwester und des Schwagers Bernhard Förster läßt sich kaum denken. Und philosophisch? 1883, während der Weiterarbeit am „Zarathustra“ und der weiteren Entfaltung der Idee der ewigen Wiederkehr, schreibt der von seinen Leiden gepeinigte Schöpfer des Übermenschen, der sich seiner Situation wohl bewußt ist, an Franz Overbeck: „Nein! *Dieses* Leben! Und ich bin der Fürsprecher des Lebens!“ Zuvor, im August 1882, in den Tagen, in denen Nietzsche mit Lou Andreas-Salomé das „Gebet an das Leben“ komponiert, heißt es in einer erschütternd lapidaren Mitteilung an sie: „Zu Bett. Heftigster Anfall. Ich verachte das Leben.“ Mit allem Nachdruck gesagt, den (keineswegs vereinzelte) Äußerungen wie diese geistesgeschichtlich *und* existentiell verdienen: Nietzsche, der seinen Lehrer Schopenhauer und mit ihm die „indische Circe“ — das Nichts und den Nihilismus — im Zeichen des Lebens, des „amor fati“ überwinden will, wird von Schopenhauers Einsicht in die Nichtigkeit und das Leiden des Lebens überwunden.

* *Friedrich Nietzsche: Briefwechsel*. Kritische Gesamtausgabe. Herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. De Gruyter Verlag Berlin/New York 1975 ff.

1. Abteilung, 3 Bände (zus. 234,- DM)

2. Abt., 7 Bde. (zus. 892,- DM)

3. Abt., 6 Bde. (zus. 776,- DM)